

WERNER FRANKFURT

MIT CAN LUCA ORAL

My LIFE is My BUSINESS

Aus dem Leben einer
Rotlichtlegende

© des Titels »My Life is My Business« von Werner Frankfurt (ISBN 978-3-95972-628-3)
2023 by Finanzbuch Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.riva-verlag.de>

FBV

Prolog

900 Euro. 900 Euro und ein paar Zerquetschte. Das war alles, was mir die Gefängnisleitung auszahlte, bevor ich ein letztes Mal durch die kahlen Gänge der JVA Amberg gehen musste. Während ich mich langsam in Richtung Ausgang bewegte, dachte ich daran zurück, wer ich vor meiner Inhaftierung gewesen war. Ich hatte unzählige Bordelle geführt, in einer traumhaften Villa gelebt und hatte jeden Tag aufs Neue entscheiden können, mit welchem Auto ich zur Arbeit fahren wollte. Ich war eine richtige Nummer gewesen. Nun, sieben Jahre später, war mir nichts geblieben als diese lächerlichen 900 Euro. Überhaupt, Euro? Als ich 2001 eingefahren war, war es noch das Normalste der Welt gewesen, dass mit D-Mark gezahlt wurde. Nun war es offenbar Normalität, dass sich halb Europa eine Währung teilte. Ich fragte mich, was sich in den letzten Jahren noch verändert hatte. Was verpasst man, wenn man sieben Jahre im Gefängnis sitzt? Was verändert sich, während man sieben Jahre lang nur von Hofgang zu Hofgang lebt? Ich hatte die JVA inzwischen verlassen und wurde von Claudia empfangen, die mir schon Tage zuvor versprochen hatte, mich nach meiner Entlassung abzuholen. Ich stieg wortlos ins Auto, während ich versuchte, die unzähligen Eindrücke sinnvoll miteinander zu verknüpfen. Die Autos, die sich neben uns durch die Straßen schlängelten. Die Häuser, an denen wir vorbeifuhren. Die Bäume am Straßenrand, die ich im Vorbei-

fahren aus dem Beifahrerfenster erspähen konnte. All das fühlte sich an wie eine völlig andere Welt. Claudia versuchte, mich in ein Gespräch zu verwickeln, aber ich fühlte mich, als hätte ich verlernt, wie man spricht. Die gesamte Fahrt über bekam ich kaum ein Wort heraus. Ich saß im Auto wie ein Bekloppter. Überhaupt konnte ich wenig von dem, was um mich herum geschah, verarbeiten. Ich war so überfordert mit der Welt, dass ich kaum etwas von der beinahe zweistündigen Fahrt von Amberg nach Schweinfurt mitbekam. Sieben Jahre lang hatte ich auf diesen Tag gewartet. Sieben Jahre lang hatte ich in der Zelle gesessen und mir ausgemalt, wie es sein würde, endlich wieder auf freiem Fuße zu sein. Wie es sein würde, endlich meine Familie und meine Freunde wiederzusehen. Wie es sein würde, endlich wieder ich selbst zu sein. Die Fahrt, von der mir nicht mehr viel im Gedächtnis geblieben ist, verging wie im Flug, und es dauerte nicht lange, bis wir endlich bei Claudia zu Hause ankamen. Sie lebte in einem schönen Haus knapp 20 Kilometer außerhalb von Schweinfurt, und wir hatten vereinbart, dass ich erst mal bei ihr bleiben würde, bis ich wieder Struktur in meinem Leben geschaffen hatte. »Übrigens, der hier ist für dich. Als Willkommensgeschenk.« Claudia lachte mich an und zeigte auf das Auto, das vor ihrem Haus geparkt war. Ein roter Cadillac mit weißer Lederausstattung und weißem Dach, Baujahr 1971. Ich schaute sie ungläubig an. Meinte sie das ernst? War das normal? Man schenkt doch niemandem, der nach sieben Jahren Haft aus dem Knast kommt, so einen Wagen. »Wobei«, dachte ich. »Einem Werner Frankfurt offenbar schon.«

»Mama, Papa, wer ist Hitler?«

Meine Lebensgeschichte beginnt nicht, wie viele heute noch meinen, in irgendeinem Dorf in Franken, sondern am östlichen Rande Europas – genauer gesagt in Mediaș, einer kleinen Stadt im rumänischen Siebenbürgen. Dort erblickte ich vor knapp 50 Jahren das Licht der Welt, und dort verbrachte ich auch die ersten sieben Jahre meines Lebens. Der frühe Teil meiner Kindheit fand somit inmitten der von Nicolae Ceaușescu geprägten Diktatur der Sozialistischen Republik Rumänien statt und stellte einen krassen Kontrast zu dem dar, was ich nach unserem Umzug nach Deutschland erleben sollte. Obwohl ich als Sohn einer deutschstämmigen Arbeiterfamilie in stabilen finanziellen Verhältnissen aufwuchs, bekam ich die Lebensumstände inmitten des diktatorischen Regimes hautnah zu spüren – und die waren gewiss kein Zuckerschlecken. Die Regale in den örtlichen Supermärkten waren meistens leer, neue Klamotten gab es in der Regel nur, wenn unsere Verwandten aus Deutschland uns in den Ferien besuchten und diese als Geschenke mitbrachten, und die meist durch die Ankunft von großen Lastern angekündigten Lebensmittellieferungen für Märkte und Supermärkte hatten den Charakter von Großereignissen. Ich erinnere mich bis heute an die meterlangen Schlangen, die sich in aller Regelmäßigkeit bildeten, wenn es darum ging, als Erstes die gerade gelieferten Rationen an Obst und Gemüse zu ergattern. Für mich wäre es damals undenkbar

gewesen, einfach in einen Supermarkt zu spazieren und meinen Einkaufswagen nach Lust und Laune mit Speisen und Getränken zu füllen – ganz einfach aus dem Grund, dass selbst jene, deren finanzielle Möglichkeiten über denen der durchschnittlichen rumänischen Familie in den Siebzigerjahren lagen, durch weitestgehend leere Regale daran gehindert wurden, diesen Vorteil entsprechend auszuspielen.

Bedingt durch die in Ceaușescus Diktatur herrschenden Verhältnisse und den zeitintensiven Arbeitsalltag meiner Eltern lernte ich schon früh, was es hieß, möglichst selbstständig durchs Leben zu gehen. Ich war ein sehr aktives Kind, verbrachte den Großteil meiner Freizeit im Freien und lernte so auch viele andere Kinder aus der Nachbarschaft kennen. Da wir zu Hause nur Deutsch sprachen, war dies die einzige Möglichkeit, mich aktiv auf Rumänisch zu verständigen – eine Fähigkeit, die sich mir in der Zukunft bei meiner Arbeit im Milieu noch als großer Vorteil erweisen sollte. Ich kam mit den anderen Kindern sehr gut zurecht, und dadurch, dass viele der Familien in der Nachbarschaft meine Eltern kannten, kam ich auch hin und wieder in Kontakt zu einigen der einheimischen Erwachsenen, die sich bei mir im Vorbeigehen nach meinen Eltern erkundigten oder mich das ein oder andere Mal auf eine Limonade aus einer der ansässigen Kneipen oder Cafés einluden. »Hey, Werner, wie geht es deinem Vater?«, hallte es oftmals von einigen der umliegenden Terrassen, und ich freute mich jedes Mal, wenn ich auf diese Weise eine Kleinigkeit zu trinken ergattern oder mich kurz mit den Nachbarn unterhalten konnte. Leider hatte dieser Bekanntheitsgrad meiner Eltern innerhalb der Nachbarschaft nicht nur Vorteile. So war es allgemein bekannt, dass unsere Familie ursprünglich aus Deutschland stammte, und ein Großteil der Nachbarn wuss-

te, dass mein Großvater im Zweiten Weltkrieg für Deutschland gekämpft hatte und auch auf dem Schlachtfeld gefallen war. Während ich als fünfjähriger Junge selbstverständlich nicht den Hauch einer Ahnung davon hatte, was ein Krieg überhaupt war, war die Vergangenheit unserer Familie in der Nachbarschaft offenbar ein derart interessantes Gesprächsthema, dass sogar die anderen Kinder irgendwann etwas davon mitbekamen. Nicht nur das: Irgendwann begannen einige der rumänischen Kinder aus der Nachbarschaft, sich einen Spaß daraus zu machen, mir den Spitznamen »Hitler« zu verpassen und mich regelmäßig mit provokanten »Hitler, Hitler, Hitler«-Rufen zu necken. Hitler? Wer zur Hölle war Hitler? Obwohl ich nie auf den Mund gefallen war und mich auch gegen solche Provokationen schon immer gut zur Wehr setzen konnte, sorgten diese Rufe bei mir vor allem am Anfang durchaus für Verwirrung. Ich hatte mir im Grunde nie ernsthafte Gedanken über meine Herkunft gemacht. Vor allem aber hatte ich als fünfjähriges Kind nicht die leiseste Ahnung, wer oder was dieser Hitler eigentlich war. Eines Tages reichte es mir. Als ich vom Spielen nach Hause kam, fragte ich meine Eltern, warum mir die anderen Kinder diesen sicherlich nicht freundlich gemeinten Kosenamen verpasst hatten.

»Mama, Papa, wer ist Hitler?«, fragte ich.

Meine Eltern schauten mich verwirrt an.

»Die anderen Kinder rufen mich immer so.«

Obwohl das darauffolgende Gespräch mit meinen Eltern mir dabei half zu verstehen, dass die anderen Kinder vermutlich genauso wenig über Hitler und den von ihm verursachten Krieg wussten wie ich, und mir ihre Neckereien ohnehin nie wirklich nahegegangenen waren, ist mir die Erinnerung daran, wie ich als fünfjähriges Kind in Rumänien erstmals mit der Ver-

gangenheit meiner Familie konfrontiert wurde, bis heute sehr präsent. Ich war definitiv zu jung, um einen derart komplexen Sachverhalt begreifen zu können, und doch bildete diese Erfahrung den gesamten Verlauf meiner Kindheit inmitten eines diktatorischen Regimes mehr als akkurat ab. Es war nicht das erste Mal, dass ich mich mit Dingen auseinandersetzen musste, für die ich viel zu jung war, und es sollte auch nicht das letzte Mal sein.

»Sieh an, man muss sich nur zu helfen wissen«

Die Erfahrungen, die ich als kleiner Junge auf den Straßen in Mediaş machte, wirkten sich jedoch nicht nur negativ auf mich aus. Da ich meine Eltern ohnehin nur nach ihrer Arbeit sah und auch mein älterer Bruder eher dazu neigte, sein eigenes Ding zu machen, begann ich früh, allein meine Grenzen auszutesten und mir vieles von Älteren abzuschauen. So lernte ich früh, dass es in einer solchen Lebenslage nicht die dümmste Idee war, sich hin und wieder mit ein paar Tricks das Leben zu erleichtern. Was Jahrzehnte später zu handfesten Problemen mit dem Gesetz führen sollte, begann im Grundschulalter mit Kleinigkeiten im Familienalltag. So äußerte sich meine Art von Neugier und Abenteuerlust anfangs unter anderem noch darin, dass ich mir heimlich Zugang zur Angel meines Vaters verschaffte, um an einem nahe gelegenen Gewässer Fische zu fangen, obwohl dieser mir immer verboten hatte, ohne ihn angeln zu gehen. Natürlich kam es das eine oder andere Mal vor, dass er mich erwischte, da ich die Angel nicht exakt so auf der dafür vorgesehenen Ablage platzierte, wie sie vorher dagelegen hatte, doch im Großen und Ganzen gelang es mir doch sehr häufig, auf diese Weise heimlich ein paar Fische zu fangen. Natürlich wollte ich nicht Gefahr laufen, erwischt zu werden, und verschenkte die Fische in aller Regelmäßigkeit an die

Familien meiner in der Nachbarschaft wohnenden Freunde, die sich in der Regel sehr darüber freuten.

Es dauerte jedoch nicht lange, bis ich anfang zu begreifen, wie es in der rumänischen Diktatur um Recht und Gesetze bestellt war. Ironischerweise war es mein Vater, der mir ungewollt beibrachte, wie man sich das Leben in der Diktatur auf nicht allzu legalen Wegen leichter machen konnte. Denn im Rumänien der Siebzigerjahre verstieß man sehr leicht gegen geltende Gesetze, da eigentlich alles in irgendeiner Art und Weise unter Strafe stand: Angefangen beim Besitz ausländischer Währungen bis hin zum bloßen Dasein als Arbeitsloser konnten dir allerlei Absurditäten einen längeren Aufenthalt im Gefängnis verschaffen – ganz zu schweigen von Handlungen, die als regierungskritisch angesehen wurden. Auch deshalb bezeichne ich das System, in dem ich aufgewachsen bin, bis heute gerne als eine »tausend Mal schlimmere Version der DDR«. Doch natürlich galten die Gesetze nicht für alle. Eine Gruppe, die die Auswirkungen des Ceaușescu-Regimes deutlich abgemildert zu spüren bekam, waren Besucher aus dem Ausland. So gab es in Mediaș beispielsweise mehrere kleine Läden, die nur für Touristen geöffnet waren und allerlei Produkte anboten, von denen wir Einheimischen nur träumen konnten: Kaugummis, Zigaretten, Tabak – all das durften Besucher aus dem Ausland hier auf legalem Wege erwerben. Meiner Familie nutzte das insofern etwas, als auch unserer Verwandtschaft aus Deutschland, die uns regelmäßig in Rumänien besuchte, der Zugang zu diesen Läden gewährt wurde. Wann immer wir also Besuch von Onkels, Tanten, Cousins oder Cousinen bekamen, nutzte mein Vater die Gelegenheit, um sich mit ausreichend D-Mark-Scheinen und allerlei Produkten aus den angesprochenen Läden eindecken zu lassen. Zur Aufbewahrung

»Sieh an, man muss sich nur zu helfen wissen«

nutzte er einen kleinen Schrank in unserer Wohnung, den er bis zum Rand mit Zigaretten, Kaugummis und den deutschen Banknoten vollstopfte – ein Prozedere, das mich als Junge stark verwunderte. Mein Vater rauchte lediglich rumänische Zigaretten, kaute kaum Kaugummi und hätte sich allein durch den Besitz der D-Mark-Scheine, mit denen er in Rumänien noch nicht einmal bezahlen konnte, für einen mehrjährigen Aufenthalt hinter Gittern qualifizieren können. Wozu sollte er dieses vermeintlich unnötige Risiko also eingehen? Die Antwort auf diese Frage sollte ich später in regelmäßigen Abständen live und in Farbe bestaunen können – anfangs vor allem im Rahmen gemeinsamer Arztbesuche. So verursachten die miserablen wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse des Landes nicht nur die eingangs bereits erwähnte Lebensmittelknappheit, auch das Gesundheitssystem litt stark unter den infrastrukturellen Defiziten, was sich unter anderem dadurch äußerte, dass es zeitweise unmöglich war, an dringend benötigte Medikamente zu gelangen, wenn man nicht selbst aus einer Ärztesfamilie stammte oder sich eben entsprechend zu helfen wusste. Da wir Ersteres nicht vorweisen konnten, begann mein Vater früh, kreativ zu werden. Jedes Mal, wenn ein Arzttermin anstand, öffnete er den Schrank, in dem er die Kaugummis, die Zigaretten und die deutschen Geldscheine aufbewahrte, und verfrachtete eine kleine Menge davon in seine Jackentasche. Der Inhalt dieser Jackentasche wurde dann später zur Verhandlungsmasse, wenn es beim Arzttermin darum ging, an Medikamente oder eine priorisierte Behandlung zu gelangen. Dieser hier elegant umschriebene Vorgang lässt sich natürlich auch einfacher benennen: Korruption. Ärzte, Polizisten, Beamte in Behörden – nahezu jede Berufsgruppe ließ sich ob der Aussicht auf Produkte, die ihnen sonst verwehrt ge-

blieben wären, dazu hinreißen, uns bevorzugt zu behandeln. Und wenn ich mich richtig erinnere, hielt sich die Angst meines Vaters, mit seinen Machenschaften aufzufliegen und dafür bestraft zu werden, weitestgehend in Grenzen. Denn das, was Menschen in diktatorischen Regimes oftmals empfänglich für korrupte Interaktionen macht, ist die Tatsache, dass niemand der Beteiligten auch nur im Ansatz etwas davon gehabt hätte, wenn der Schwindel aufgefliegen wäre. Wir profitierten von bevorzugter Behandlung bei Arztbesuchen und Behörden-gängen, während wir es unserem Gegenüber ermöglichten, an Produkte zu kommen, deren Besitz sonst nur Besuchern aus dem Ausland vorbehalten war. Es war im Grunde das, was man heute eine klassische Win-win-Situation nennt. Eine Win-win-Situation, die beim Auffliegen zu einer Lose-lose-Situation geworden wäre, was offensichtlich keine der beteiligten Parteien gewollt hatte.

Es dauerte nicht lange, bis ich dieses neu erworbene Wissen zum ersten Mal für mich selbst nutzen konnte. Dadurch, dass ich nahezu täglich allein in der Stadt unterwegs war, begann ich bald, mich für verschiedene Kulturangebote wie das örtliche Kino oder das nächstgelegene Schwimmbad zu interessieren. Leider gestalteten sich Kino- und Schwimmbadbesuche in meiner Kindheit jedoch nicht ganz so unkompliziert, wie es heute der Fall sein mag – vor allem dann nicht, wenn man ein sechs Jahre alter deutscher Junge war, der bei seinem ersten Schwimmbadbesuch ohne seine Eltern auftauchte. Wenngleich das Schwimmbad in Mediaș keinen Vergleich mit dem standhält, was wir heutzutage unter einem modernen Schwimmbad verstehen, war es doch eine der wenigen Freizeattraktionen im Ort, die ich als kleiner Junge gerne besuchen wollte. So stellte ich mich also mit meinen ge-

»Sieh an, man muss sich nur zu helfen wissen«

rade einmal sechs Jahren an der langen Schlange vor dem Eingang an und wartete ungeduldig darauf, endlich eingelassen zu werden. Als ich nach einer gefühlten Ewigkeit endlich vor der Dame am Schalter stand, guckte diese mich nur verdutzt an.

»Wo sind denn deine Eltern?«, fragte sie mich auf Rumänisch.

»Die sind auf der Arbeit«, antwortete ich wahrheitsgemäß.
»Dann darfst du hier nicht rein.«

Wie bitte? Ich traute meinen Ohren nicht. Ich war tagtäglich allein durch die Stadt gelaufen, hatte die verschiedensten Lokale und Geschäfte besucht, und jetzt sollte ich ohne meine Eltern nicht in ein bescheuertes Schwimmbad dürfen? Ich erinnerte mich daran, wie mein Vater mit derlei Grenzen umging, und rannte nach Hause. Wieso sollte das, was mein Vater tagtäglich bei Arztbesuchen oder Behördengängen praktizierte, nicht auch mir gelingen – zumal ich doch nur in ein blödes Schwimmbad gehen wollte? Ich ging also an unseren geheimen Schrank, schnappte mir eine Handvoll Zigaretten und machte mich wieder auf den Weg zum Schwimmbad. Nachdem ich abermals eine halbe Ewigkeit in der Schlange gestanden hatte, stand ich erneut vor der Frau, die mich einige Stunden zuvor nach Hause geschickt hatte. Sie schaute mich fast schon genervt an, bevor sie erneut damit begann, mich zurechtzuweisen.

»Ich habe dir doch schon einmal gesagt, dass du hier ohne deine Eltern nicht reinkommst.«

Ich kam ein Stück näher, streckte ihr meinen Arm entgegen und öffnete die Hand gerade so weit, dass sie die sich darin befindenden Zigaretten sehen konnte. Sie zögerte kurz, griff dann aber nach den Zigaretten und ließ mich passieren. Ich hatte es

geschafft. »Sieh an«, dachte ich, »man muss sich nur zu helfen wissen.«

»Kirschner, Hände raus!«

Dadurch, dass ich schon früh häufig auf mich allein gestellt war und den Großteil meiner Freizeit selbstständig gestaltete, entwickelte ich leider schon ebenso früh eine gewisse Abneigung gegen jegliche Form von Autorität. Ich war es nicht gewöhnt, mich anderen Menschen unterordnen zu müssen, was mir vor allem im rumänischen Schulalltag leider schnell zum Verhängnis werden sollte. Ähnlich wie die anderen Kinder mit deutschen Wurzeln im Ort besuchte auch ich eine deutsche Schule, in der wir in unserer Muttersprache unterrichtet wurden. Nun hätte man meinen können, dass die Zustände in der deutschen Schule ein wenig milder gewesen wären als im rumänischen Alltag, doch das Gegenteil war der Fall. Besonders meinem Klassenlehrer, der uns die meiste Zeit unterrichtete, war die Verbundenheit zum diktatorischen Regime förmlich in Fleisch und Blut übergegangen, was sich auch in seinen Unterrichtsmethoden niederschlug.

»Kirschner, Hände raus!«

Diesen Satz hörte ich unzählige Male, immer dann, wenn mein Lehrer wieder einmal der Meinung war, dass ich es aufgrund irgendeiner vermeintlichen Verfehlung verdient hatte, mit dem Rohrstock auf die Finger geschlagen zu werden. Ich bin bis heute der Meinung, dass Gewalt und Schläge nichts in der Erziehung von Kindern verloren haben – nicht seitens der Eltern und schon gar nicht seitens wildfremder Lehrer. Mein

Lehrer sah dies offensichtlich anders, und man konnte ihm ansehen, wie sehr er sich respektiert fühlte, wenn er seine Machtposition immer und immer wieder ausnutzte, um einzelne Schüler vor der Klasse zu demütigen. Selbstverständlich hatte nicht ein Einziger von uns Respekt vor diesem Mann. Das, was uns dazu bewegte, ruhig zu sein und zu gehorchen, war nichts anderes als Angst. Wofür hätte man ihn auch respektieren sollen? In meinen Augen war er nicht mehr als ein blödes Arschloch, das es mochte, sich vor uns Kindern so aufzuspielen, als sei er selbst der gefürchtete Diktator, den er so sehr verehrte. Bedingt durch meine aufgeweckte und teilweise auch vorlaute Art ließ ich mich sowohl in Rumänien, als auch später in Deutschland häufiger zu Kommentaren und Verhaltensweisen im Schulalltag hinreißen, die hierzulande noch mit einem Hieb mit dem Zollstock belohnt wurden. Ich erinnere mich noch gut an ein Ereignis, das sich einige Jahre nach unserem Umzug nach Deutschland zutrug. Eine Lehrerin hatte mich mit dem Sprichwort »Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht« für mein Fehlverhalten ermahnt, woraufhin ich nur entgegnete:

»Nun gut, sagen Sie mir Bescheid, wenn er gebrochen ist. Ich kaufe Ihnen einen neuen.«

Ganz so vorlaut und schlagfertig war ich während meiner Zeit in Rumänien zwar noch nicht, doch auch aufgrund der deutlich strengeren Regeln schaffte ich es auch hier immer wieder, meine Lehrer gegen mich aufzubringen. Anders als später in Deutschland endete dies in Rumänien nicht selten damit, dass ich vor dem Rest der Klasse gerügt oder gar mit Schlägen auf die Finger bestraft wurde.

Meine Probleme mit dem rumänischen Schulsystem sowie die daraus resultierende Fehde zwischen mir und meinem

Klassenlehrer erreichten schlussendlich im Jahr vor unserer Rückkehr nach Deutschland ihren Höhepunkt. Ich hatte mir zuvor mittels einiger Zigarettenschachteln Zutritt zum örtlichen Kino verschafft und mir in einer Abendvorstellung einen der Winnetou-Filme angesehen. Es war im damaligen Rumänien schier unmöglich gewesen, westliche Medien zu konsumieren, und selbstverständlich gab es auch keine rumänische Synchronisation für Filme, die aus dem Ausland stammten. Dies hinderte mich jedoch nicht daran, den Film dank der rumänischen Untertitel gespannt bis zum Ende zu verfolgen und eine unglaubliche Faszination für die von Pierre Brice verkörperte Hauptrolle des Winnetou zu entwickeln. Das Auftreten, die Optik, die gesamte Inszenierung – ich war hin und weg. Mich hatte selten zuvor jemand so sehr begeistert, und ich hatte durch den fehlenden Zugang zu westlichen Medien auch keine Sportler oder Rockstars, die ich bewundern konnte, sodass Winnetou augenblicklich zu meinem Idol wurde, dem ich fortan nacheiferte. Ich wollte so sein wie er. Ich, Werner Kirschner, wollte so sein wie Winnetou. Ein Unterfangen, dank dem ich mich schnell einiger Probleme ausgesetzt sah. Denn zu Winnetou gehörten neben seiner tapferen Art und seinen Abenteuern auch und vor allem seine markanten langen Haare, die sein ohnehin schon auffälliges Äußeres perfekt unterstrichen. Für mich stand also fest, dass auch ich fortan lange Haare tragen wollte. Wie hätte ich meinem Idol auch ähnlich sein können ohne sein auffälligstes äußeres Merkmal? Ich beschloss also, meinen Eltern mitzuteilen, dass ich fortan nicht mehr zum Friseur gehen wollte, um mir den Kopf rasieren zu lassen.

»Wenn der Sohnmann das so haben will, dann soll er die langen Haare doch haben.«